

zur  
Allgemeinen Moden=Zeitung.

## Marie-Anne.

Eine Erzählung.

Von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Marie-Annes Brief lautet weiter:

Eine rechte Herzensbitte habe ich an Euch zu richten, mein lieber Herr Stephan: folgt mir nicht, sucht nie und in keiner Weise meine Spur zu entdecken. Erstens wäre es vergebene Mühe und es machte nur unnüthiges Aufsehen, und dann sage ich es fest und bestimmt, und das ist so gut wie ein Schwur: die lebende Marie-Anne muß und soll für Euch todt sein, nur die Erinnerung an sie möge nicht ganz erlöschen.

Meinen treuen Hund gebe ich Euch als ein Vermächtniß, ich weiß Ihr werdet ihn gut halten und ihm das Gnadenbrot bei Euch gewähren. — Das kleine Haus, das mein rechtmäßiges Besitzthum ist, daran Niemand ein Anrecht hat, schenke ich nebst Allem was darin ist der Kесе. Ich habe es noch auf einem anderen Papiere niedergeschrieben, aber sorgt Ihr, der Ihr Alles viel besser versteht, daß Niemand ihr den Besitz streitig mache und möge sie in Eintracht mit ihrem künftigen Manne darin wohnen! Und wenn Euer Weg Euch jemals wieder in die Gegend hier führt, so bitte ich Euch recht herzlich, nach dem Grabe meines lieben Kindes zu sehen. In das Schubfach linker Hand hab' ich ein Päckchen Geld gelegt, das mögt Ihr dem Martin geben, damit er den kleinen Grabhügel sauber hält. Denn weiß ich auch, daß das, was mir an meinem herzigen Knaben lieb und theuer war, nicht dort unten in der kalten Erde ruht, so ist es doch ein trauriger Gedanke, sich eine Begräbnißstätte so öde und verwüftet zu denken.

Jetzt hätt' ich Euch nun um nichts mehr zu bitten, nur danken muß ich Euch noch für all das Gute so Ihr an mir gethan, von jenem ersten freundlichen Gruß an, der durch das Höhnen und Spotten der Anderen wie ein Segensspruch in mein armes zudendes Herz

fiel, bis auf die hohe Ehre hin, welche Ihr mir heute erwiesen. Wie ich sie verstehe, wie ich sie hochschätze in ihrem weitesten Umfange, mögt Ihr daraus ersehen, daß ich mich nicht für würdig halte, sie anzunehmen.

Wenn Euch dieser Brief fremd und kalt erscheint, dann bedenkt, daß ich es nicht gelernt mich schön und fein in Worten auszudrücken, besonders schriftlich nicht; aber fühlen kann ich dennoch, und mit meinem vollen Herzen, aus tiefster Seele sage ich Euch noch einmal Dank! Von Euch ist mir nur Gutes gekommen, und in einer Zeit, da die Andern, denen ich vielfach Liebes gethan, mir nur Steine und Dornen in den Weg warfen. Unverdient mild und gütig seid Ihr gegen mich gewesen, denn niemals konnte ich Euch etwas Gutes erweisen. Schon Euer erster Blick und Gruß brachte einen hellen Schein in mein verdüstertes Leben, und aus Eurer Güte floß ein Strahl zu dem andern, bis sie heute alle zusammenflammen im Sonnenlichte — im Darbringen Eurer Liebe. Und darf ich auch im Glanz der Sonne nicht leben, so wird dennoch ein warmer Strahl — die Erinnerung an Eure Liebe — mich begleiten und Licht auf meinen einsamen Weg gießen, daß er nimmer ganz kalt und dunkel sein kann.

Und nun meine letzte Bitte: Vergebt mir den Schmerz, den ich Euch jetzt bereite, glaubt immer, daß ich nach meinem besten Ermessen so handeln mußte, wollte ich nicht mit mir selbst zerfallen! Bedenkt, daß was ein Mensch für unrecht hält, es für ihn auch ist.

Lebt wohl, Herr Stephan, herzinniglich sage ich Euch das letzte Lebewohl! Wenn Euer Lebenspfad ein heller sonniger ist, wenn Ihr als Mensch reichbeglückt, als Künstler hochgefeiert dasteht — dann denkt, daß auch aus einem schlichten Herzen, aus einem stillen verborgenen Winkel der Erde treue heiße Gebete zu Gott unserm Vater dringen und erhört werden. Seinem Schutze empfehle ich Euch jetzt und immerdar!

Marie-Anne.

Ich fand das Glück nicht, denn ich fand sie nicht. Ich konnte meine Marie nicht entdecken, trotz der unermüdblichsten Nachforschungen, die ich freilich nur im Stillen, doch unterstützt von unsichtigem Beistand anstellte.

Und wer hätte sie gewisser erspähen müssen als ich, der ich sie mit dem Herzen suchte? Aber es gab auch nicht den geringsten Halt für alles Forschen, es schien als hätte der Erde Schoß sich geöffnet sie aufzunehmen, so spurlos war sie verschwunden. Oft dachte ich, daß ich sie nutzlos in der Ferne gesucht, daß sie wohl gar in der Nähe weilen könne, und dann begann ich von Neuem meine Nachforschungen, immer noch hoffend, Marien's ungewöhnliche Schönheit werde mir zur Entdeckung verhelfen. Alles vergebens! Monat auf Monat verging, ein Jahr reihte sich zum anderen — ich fand sie nicht, und endlich gab ich das rastlose Spähen und Suchen auf.

Im weißen Häuschen am Waldesraume wohnte und regierte die hübsche Nese als eine glückliche tüchtige Hausfrau an der Seite ihres Christoph. Im Dorfe hatte man die Marie-Anne wohl längst vergessen, aber die Nese hielt das Andenken an ihre Freundin und Wohlthäterin so hoch und heilig, daß sie über dem Hause und der Familie wie eine Schutzpatronin schwebte. Mehrere rothwangige gelbgeflochte Kinder umstanden schon die junge Mutter und schauten aus blauen verwunderten Augen auf mich, wenn ich in dem Hause einsprach. Nur zu oft zog es mich nach der Gegend, die so schmerzlich süße Erinnerungen für mich hatte. Da unterließ ich es denn niemals die Nese zu besuchen, war sie doch die Einzige, welche Marie-Anne geliebt und vertheidigt hatte, sie allein konnte mir von ihr sprechen, von ihrer Kindheit und Jugend erzählen. Unter der schönen Linde zu sitzen, in deren Schatten Marie-Anne gespielt und geträumt, und auf das Erzählen der Nese zu lauschen, das war ein Ausruhen für mich, darin lag Frieden nach all' der Qual innen.

Oft dünkte es mir, wenn Marie-Anne gewußt wie tief die Liebe zu ihr in meinem Herzen Wurzel geschlagen, wie heiß das Sehnen in meiner Seele brannte, so hätte sie mich nicht verlassen können. Dann mochte ich sie der Grausamkeit, der Herzenskälte zeihen, dann kam mir der Gedanke — und er war bitterer als alle anderen — daß sie mich wohl nie geliebt habe. Seltsamer Weise war das Wort Liebe von ihrer Seite nie genannt worden, nur von meiner Güte und Hochherzigkeit, von ihrer unendlichen Dankbarkeit hatte sie stets gesprochen, von Liebe nie.

Doch gedachte ich an jenen letzten Abend, als sie in die warme stille Nacht hineinschaute und der leise Lufthauch mir meinen Namen zutrug, den er von ihren Lippen geküßt — gedachte ich der Innigkeit, ja Zärtlichkeit, mit welcher dieser Name geflüstert wurde, dann legte es sich wie eine warme sanfte Hand auf mein wildschlagendes Herz, die bangen Zweifel schwanden dahin und gerechtfertigt stand ihr liebes Bild vor mir. Und wenn man mich selbst in der dunkelsten Leidenschaft gefragt, ob

ich Marie-Anne hätte nie begegnen mögen, ob ich um des Schmerzes baar zu werden auch meine Liebe dahingäbe, und wieder hätte sein mögen, der ich vorher gewesen, ich hätte aus vollem Herzen: nein! geantwortet. Denn das fühlte ich, ich war besser geworden durch die Liebe; sie hatte Blüthen in meiner Seele keimen lassen und Gefühle in mir erweckt, die vorher schlummerten, sie hatte meine Augen mehr und mehr dem Lichte geöffnet, das jedes Menschen Pfad, vornehmlich aber den des Künstlers hell und klar beleuchten soll. — Ich habe es immer erkaunt und danach zu handeln gestrebt, daß der Künstler, weil er ein Bevorzugter ist vor anderen Menschenkindern, weil ihm ein besonderer Strahl göttlichen Lichtes in seine Seele gegossen und ihm so viel gegeben ist, deshalb auch doppelt von ihm zu fordern sei und eine größere Verantwortlichkeit auf ihm ruhe. — Da er auf der Höhe des Lebens steht und Vieler Blicke sich nach ihm richten, so muß er diesen Blicken ein würdiges Ziel bieten, nicht nur als Künstler, auch als Mensch. So sollte es sein; traurig, daß dem oft nicht so ist, daß gerade die Genialität oft als ein Freibrief betrachtet wird für allerlei Extravaganzen, Thorheiten und noch Schlimmeres. — Stets hatte ich mich bemüht, über den Künstler den Menschen nicht zu vergessen, an seiner Beredlung vornehmlich zu arbeiten, seit aber mein Herz von der großen innigen Liebe erfüllt war, wurde mir der hohe Zweck des Lebens besonders klar.

Fast niemals sorgte ich mich um Marie-Annens Loos. Wünschte ich sie auch mit dem innigsten Sehnen an meine Seite, wissend, daß sie die Macht besaß mich so glücklich zu machen, wie nur ein Staubgebörner zu werden vermochte, hätte ich ihr auch ein selten reiches Erdenlos bieten können, so bangte mir doch nie, daß sie in Sorge und Elend schwachte. Ich lebte der festen Ueberzeugung, sie hatte einen ihr zusagenden Wirkungskreis gefunden, denn sie war immer zu tüchtig und durch und durch gesund, von zu kräftigem, praktischem Charakter, trotz all' der Poesie, welche durch ihre Seele ging, als daß sie in nutzlosem Jammern und Seufzen die Zeit verbracht haben würde. — Auch in mir war keine Verzweiflung mehr; ich hatte mich ausgerafft aus dem wilden Schmerze, denn ich halte es jeden rechtes gefunden Menschen für unwürdig sich der Verzweiflung hinzugeben; aber hell und freudig lag das Leben nicht vor mir. Still war es in meinem Hause, öde und einsam am eigenen Herde. Die Liebe, das junge Herz, welche mir ganz und voll entgegenblühen sollten, wie Marie-Anne mir verheißten, ich fand sie nicht. Mag sein, daß meine Seele zu sehr und ganz erfüllt war von der Einen, und mein Auge, so entzückt von ihrem hohen Liebreiz, jeden Vergleich mit einer Andern scheute. — Und wenn ich es auch nicht immer mir eingestehen wollte, so lag in meiner Brust doch eine leise Hoffnung, daß mein Haus

nicht immer öde und still bleiben, daß ich Marie-Anne dennoch einst finden und als meinen besten Schatz dort einführen würde.

So ging die Zeit. Zum sechsten Male schon hatten die Blumen um das kleine Grab, von des alten Martin Hand gepflegt, schmuck und bunt in den Sommer hineingebüht, als ein für mich sehr wichtiges Ereigniß die Einförmigkeit meines Stilllebens unterbrach.

Eine Botschaft von dem Grafen Arthur W. gelangte an mich. In einigen mit zitternder Hand hingeworfenen Zeilen ersuchte er mich, seine dringende Bitte, die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen und ihm eine Unterredung zu gewähren. — Einige Male war ich ihm in früheren Jahren in der Gesellschaft begegnet. Wie wohl natürlich empfand ich eine so heftige Regung der Bitterkeit, ja des Hasses gegen ihn, daß ich nur mit Mühe mein Betragen in den Grenzen der Höflichkeit zu halten vermochte, wenn die junge Gräfin mich in ihre Nähe zog, wodurch ein Zusammentreffen mit ihrem Gemahl unausbleiblich wurde. Seit jenem ersten Sehen auf der Gemäldeausstellung war sie dem Künstler holdgesinnt geblieben, eine wiederholte Einladung in ihr Haus, die nur von ihr kommen konnte — denn der Graf mied mich ebenso erschützlich wie ich ihn — hatte ich ausgeschlagen. Ja, die unvermeidliche Begegnung mit diesem mir so verhassten Manne, dessen Anblick schon mein Blut in Wallung brachte, war mit der Grund gewesen, daß ich mich fast ganz aus der Gesellschaft zurückzog und nur noch in einem kleineren Kreise von Freunden und Künstlern mich bewegte. — Und jetzt diese Bitte von ihm! Konnte man dem Wunsche eines Sterbenden widerstehen? Wenn nicht schon die Pflicht zur Erfüllung gemahnte — leuchtete nicht die Hoffnung hindurch, etwas von Marie-Anne zu erfahren?

Bald saß ich in dem schönen Wagen des Grafen, der mich seinem Stammschlosse am Ufer des blauen See's zuführte. Obwohl ich von der Familie lange nicht gehört, so war es mir doch als hätte ich einst dunkle Gerüchte vernommen von einer freudlosen Ehe, von dem Hinsterben mehrerer Kinder. Auf meine Frage an den Bedienten nach der Frau Gräfin, hörte ich zu meinem aufrichtigen Bedauern, daß auch sie, in der Fülle der Jugend und Anmuth, bei der Geburt des letzten Kindes, eines so schulichst erwünschten Knaben, gestorben sei. An diesem mit Jubel begrüßten Kinde, dem Erben und Stammhalter, habe der Herr Graf mit abgöttischer Liebe gehangen, sein Leben sei ihm über Alles theuer gewesen, aber auch er sei unlängst durch eine Kinderkrankheit dahingerafft worden. „Es ist als ob ein dunkles Verhängniß, eine Verwünschung, schwarz und unheilvoll über dem Schlosse schwebte, es ist ein Haus der Trauer, in das Sie kommen, mein Herr.“ So schloß der Diener seinen kurzen Bericht.

Und schwarz und düster, schon im Aeußeren wie ein Haus der Trauer, lag das Schloß da. Innen, auf den langen Gängen, in den hohen Sälen, durch die ich geführt wurde, Todtenstille; die Fenster waren verhangen, die kostbaren Möbel verdeckt und jener fremde unheimliche Hauch wehte darin, der in nicht bewohnten Räumen schwebt. Jetzt stand ich in dem Zimmer des Grafen, ihm selbst gegenüber. Er lag in einem weiten Lehnstuhl; seine einst so stolze kräftige Gestalt war gebeugt, verzehrt durch eine schleichende Krankheit. Um das noch junge wenn auch hohle Gesicht hing das dicke fast ergraute Haar, dessen Glanz und Schwärze einst namhaft gewesen, unslät und ängstlich leuchteten die großen dunklen Augen aus dem bleichen mageren Antlitz hervor. — Welchen Contrast bot das Jetzt dem Einst. Wer hätte in diesem Schattenbilde den seiner Schönheit wegen gefeierten Mann erkannt? Nicht unbewegt vermochte ich auf den Leidenden zu schauen. Auf einen Wink des Gebieters entfernte sich der Diener und wir waren allein.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie meiner Bitte so ungesäumt Folge leisteten,“ begann der Kranke mit tonloser Stimme. „Nicht viele Stunden möchte ich in diesem Leben noch mein nennen, nicht viele Kräfte werden mir mehr zu Gebote stehen. Und dennoch muß ich sprechen, muß es einmal aussagen, was mir die Seele beschwert hat, die langen Jahre hindurch, was sich noch zwischen den ewigen Frieden und mich stellen wird. — Wer mir es je gesagt, daß ich, ich selbst es ans Licht ziehen könnte, was ich mit einer Angst und Pein, die mich nie Ruhe finden ließ, vor jeder Entdeckung bewahrte! Kennen Sie die geheimnißvolle Macht, welche uns zwingt, das zu bekennen, was uns zum Sünder, zum Verbrecher stempelt? — Ich glaube, das Bild dort hat es mir angethan; es hat mich verfolgt wachend und träumend; es war mir stets wie ein Dolchstich in die Brust, wenn ich darauf blickte, und dennoch konnten meine Augen nicht davon ablassen; besonders nicht, seit sie meinen schönen stolzen Knaben, den Erben des alten erlauchten Namens und der Stammgüter in die Gruft senkten. Armes junges Weib, was muß sie gefühlt haben, als sie so ihr eigenes einziges Kind selbst dem Grabe zuführte!“

Der Graf schwieg, während seine Augen noch immer an dem Bilde hingen, das ein schöner Kupferstich meines Gemäldes war, welches einst so viel Aufsehen erregt, und das hier bei ihm zu finden mich Wunder nehmen mußte, nachdem er damals vor dem bloßen Anblick so zurückgeschauert war und sich so heftig gegen den Ankauf ausgesprochen hatte. Mit athemloser Spannung lauschte ich auf die neubeginnende Rede, damit mir bei der leisen klanglosen Stimme nicht ein Wort entgehe.

„Sie haben Marie-Anne gekannt; eine Ahnung sagt mir, daß Sie es waren, der mir ihr Herz abwendig gemacht. Doch ist sie nicht an Ihrer Seite, fehlt schon seit Jahren in ihrem Häuschen — irrt vielleicht von Ihnen verstoßen in der Welt umher. Verstoßen ob einer Schuld, die sie nie beging! Neigen Sie Sich mehr zu mir, kommen Sie ganz nah' heran,“ mit einem scheuen Blick sich umsehend, „auch diese Wände könnten Lauscher haben!“

Nachdem ich mich dem Sessel des Kranken ganz nahe gerückt, flüsterte er:

„Ich liebte sie, das schönste stolzeste Mädchen, welches je auf Erden gewandelt; eine holdseligere, reinere Jungfrau habe ich nie gesehen in allen Landen. Mit flammenden Gluthen liebte ich sie, und trotzdem stand ich, der ich dreist und lähn selbst den vornehmen Frauen gegenüber war, still und scheu vor dieser hohen reinen Weiblichkeit. Dennoch mußte ich sie erringen. Dem Himmel hätte ich sie abgetrogt, ich scheute die Hölle nicht, sie mein zu nennen. Zu einem Altare führt' ich sie, der kein Altar war — ein Priester verband uns, der von dem Priester nur das Kleid entlehnt.“

„Insam!“ murmelte ich mit zuckender Lippe, während ich von des Grafen Seite zurückfuhr.

Er war noch blasser geworden, aber auch er schnellte empor, als müsse er die empfangene Beleidigung rächen, doch sank er sogleich wieder kraftlos in den Sessel zurück. Eine beklemmende Stille schwebte in dem Zimmer; wie zum Kampfe bereit bligten unsere Augen ineinander. Endlich begann der Graf von Neuem:

„Das ist nicht edel von Ihnen, einem Hilflosen, Sterbenden die tödtliche Beleidigung zuzuschleudern, selbst wenn er sie verdient. Ich habe sie verdient, doch vergessen Sie nicht, daß ohne meinen Willen Sie niemals die Wahrheit erfuhren, daß ich für immer schweigen konnte, und indem ich so mein Selbstankläger wurde, um Marie-Anne in Ihren Augen zu rechtfertigen, ich mich gleichsam unter Ihren Schutz stellte.“

Es lag Wahres in den Worten, und ohgleich ich nicht vermochte, ihm meine Hand zu bieten, so mußte doch etwas in meinem Gesichte von milderem Gefühle sprechen. Nach dieser schweigenden Entschuldigung, die dem Kranken zu genügen schien, fuhr er fort:

„Sie war vollkommen schuldlos, ihre reine Seele hatte keine Ahnung des feigen Verrathes, des schwarzen Verbrechens, dessen Opfer sie gewesen. Ihre einzige Schuld war — und ihre Selbstanklage hat sie vielfach vergrößert — daß sie in die heimliche Verbindung willigte und sich überreden ließ, in eine Familie zu dringen, welche sie nie anerkennen würde. Aber sie liebte mich, damals liebte sie mich; und welcher Bitten bedurfte es, sie zum Nachgeben zu bewegen, wie versprach ich ihr fest und feierlich, daß ich sie bei meiner Mündigkeit einfüh-

ren würde in mein Stammschloß, besonders hob ich es hervor, daß ich mir ihren Besitz sichern müßte durch unlösliche Bande, damit ich zu keiner anderen Verbindung gezwungen werden könne. Mein Diener und Vertrauter, der mir beigestanden bei der That, die Sie nicht mehr verdammen können als ich es jetzt thue, fand durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde einen schnellen Tod. Vorher jedoch, getrieben von Gewissensqual, gestand er der Getäuschten den Betrug.“

An seinem Sterbebette traf ich Marie-Anne. Einem Steinbilde gleich, kalt, regungslos saß sie dort, nur ihre Augen zeugten noch von Leben. Ein einziger Blick aus diesen Augen, ein Blick tiefer grenzenloser Verachtung sagte mir, daß sie Alles wisse. Kein Wort kam über ihre bleichen Lippen; es war leicht ersichtlich, daß sie mich selbst eines Wortes unwerth erachtete.

Ich sprach von meiner Liebe zu ihr, die allein mich zu dieser That getrieben. Bei dem Worte: Liebe suchte ein furchtbarer Hohn über ihr geisterhaftes Antlitz, daß ich vor diesem Gesichtsausdruck erbebte, aber sie schwieg immer noch. Ich beschwor sie Erbarmen zu haben, mich nicht zu verderben, nicht das Brandmal ewiger unauslöschlicher Schande auf meinen alten unbesleckten Namen zu drücken, nicht Elend über meine Familie zu bringen! Zu ihren Füßen lag ich verzweiflungsvoll — sie regte sich nicht, ruhig ließ sie mich im Staube knien, kein Wort verkündete Vergebung. Nur derselbe Blick niederschmetternder unsäglicher Verachtung fiel von Neuem auf mich nieder.

Das reizte mich; trotzig sprang ich empor. Mein Blut wallte ungestüm, Drohungen traten über meine Lippen. Ich schwur ihr, wenn sie mich anklagen sollte, Alles, Alles zurückzuweisen, die eine schwere Beschuldigung ganz abzuleugnen. Der einzige Helfer und Mitwisser meiner Frevelthat war gestorben, das Zeugniß ihrer Mutter erklärte ich für ungültig und versicherte sie, daß es die Gerichte auch thun würden. Ich gab ihr zu bedenken, wer in diesem Kampfe wohl Sieger bleiben würde, ob das arme schutzlose Mädchen, oder der von mächtigen Freunden und Verwandten unterstützte Grafensohn. — Dann wieder ging ich zu flehenden Bitten über; ich stellte ihr vor, daß an ihrem Schicksal doch nichts zu ändern sei, selbst wenn ich die härteste Strafe erduldet, daß sie mich nur nutzlos auch elend mache, mich den sie einst geliebt. Und wieder lag ich zu ihren Füßen, ich wollte ihre Kniee umfassen, sie aber stieß mich zurück. Ob meine Bitten sie gerührt, ob meine Drohungen sie geschreckt? Nichts gab Kunde davon. Kein Ausbruch des Jammers, kein Laut der Verzweiflung entstieg ihrem Herzen. Kalt und still wie ein Marmorgebilde stand Marie-Anne vor mir, lautlos schritt sie von dannen in die dunkle Nacht hinein. Von Scheu, ja Furcht durchschauert wagte ich ihr nicht zu folgen.

In der ersten Bestürzung, in der Angst, ob Marie-Anne oder deren Mutter, und vornehmlich diese, etwas gegen mich unternehmen würden, floh ich weit fort in ferne Lande. Mein drohendes Gewissen suchte ich im Strudel der Welt zu betäuben. Jeder Brief, jede Unterstützung wurde von Marie-Anne beharrlich zurückgewiesen. — Zwei Jahre weilte ich fern von der Heimath; ich war erst zurückgekehrt als ich mit meiner Braut Sie auf der Ausstellung vor Ihrem Gemälde traf. Kurze Zeit vorher hatte ich erfahren, daß Marie-Annens Kind gestorben sei; eine Ahnung und mein nie ruhendes Gewissen sagte mir, wessen Geschichte das Bild darstellte. — Da sah ich Marie-Anne wieder, zum ersten und einzigen Male. Ihre Mutter, ihr Kind waren in's Grab gesenkt; Schmach und Schande hatte sie ertragen und geschwiegen; kein Wort der Anklage war ertönt gegen den, der sie zu Grunde gerichtet, und dennoch lag meine Ehre, mein fleckenloser Name in ihrer Hand. Weit entfernt damals schon so wie jetzt einzusehen, wie hochherzig sie gehandelt, so beschlich doch eine seltene Nührung mein Herz. Ihr Anblick rief die alte wahnsinnige Leidenschaft wieder wach — die mich zu einem Ehrelosen gemacht — und ich bot ihr jetzt in Wahrheit meine Hand. Doch schauernd wies sie mich ab; ich glaube, sie wäre lieber in den Tod gegangen als mir zu folgen; die Verachtung hatte die Liebe für immer getödtet.“

Der Redende schwieg erschöpft, mit geschlossenen Augen sank er in die Kissen.

Meine Gedanken eilten zurück zu jenem Abend, da ich das Gespräch zwischen Marie-Anne und dem Grafen gehört. Manches was mir dunkel und seltsam erschienen, wurde mir jetzt klar, besonders verständlich die Hoheit, mit der sie ihm gegenüberstand, die eisig kalte Art, mit welcher sie ihn abwies. Und dann die Angst, mit der sie zu erforschen suchte, ob ich das ganze Gespräch vernommen. Ja, sie ahnte wohl, daß, hätte ich einen Schimmer der Wahrheit gehabt, ich Alles daran gesetzt haben würde, ihr das gebührende Recht zu verschaffen, daß ich meine eigene Liebe daran gegeben hätte, um sie in den Augen der Welt von dem auf ihr ruhenden Makel zu befreien und ihr den ihr zukommenden Platz zu erkämpfen. Edles, großmüthiges Mädchen. Mit einer Märtyrerkrone geschmückt stand sie vor mir, sie, die ohne Schuld so namenlos viel geduldet.

Als der Kranke wieder etwas die gesunkenen Kräfte gesammelt, brach er das Schweigen:

„Unverantwortlich, wie Sie selbst sagten: infam habe ich gehandelt, keine, auch nicht die geringste Entschuldigung spricht für mich; aber wenn auch nicht vom Arme des Gesetzes erreicht, so habe ich dennoch mit furchtbaren Qualen meine Schuld gebüßt. Man fragt so oft, ob es eine Hölle giebt im Jenseits, ich kann bezeugen, daß

es eine giebt schon hier auf Erden, ich habe gefühlt wie sie brennt und wühlt ohne Unterlaß in der Brust des Sünders. In jedem Auge das auf mir ruhte glaubte ich einen Späher zu sehen, jeder Brief von unbekannter Hand kommend schreckte mich, in jedem an sich unwichtigen Ereigniß währte ich einen Zusammenhang mit der Schuld zu finden, die, wenn entdeckt, mich mit ewiger Schande brandmarkte. Immer sah ich mich von Feinden umstellt, immer lag ich auf der Lauer, niemals fand ich einen Augenblick Ruhe. Diese stete Angst zehrte an meinen Kräften und dorrt das Blut aus in meinen Adern. Als ich das Bild erblickte, als Sie so plötzlich vor mich hintraten, glaubte ich fest und bestimmt, in Ihnen sei der Ankläger, der Rächer jenes Mädchens erstanden, und ich war nahe daran, meinem Leben ein Ende zu machen, ehe mein guter alter Name in einer so ehrenrührigen Weise vor die Welt gezogen würde. — O, das Leben das ich geführt! Ob ich seine Qualen in Worten schildern kann! Meiner jungen edlen Gattin ward ein freudloses Dasein an meiner Seite, vergebens suchte ihre milde Hand die düstern Wolken zu verschuchen, die Furchen zu glätten, welche auf meiner Stirn lagen. Mit rastloser Liebe strebte sie, die Wunde zu entdecken, unter der ich blutete; welcher Anstrengung bedurfte es, immer auf meiner Hut zu sein, damit ich nicht das dunkle Geheimniß verriethe. Meine Kinder starben dahin, selbst der schöne, langersehnte Knabe, selbst er wurde nicht verschont von der kalten, unbarmherzigen Hand des Todes. Mein Sohn, mein einziger Sohn, wie ich ihn geliebt habe! Es war mir als ob Gott an ihm mir ein Zeichen der Versöhnung gesandt hätte und einen Segensspruch, eine Himmelsblume auf meinen dunklen Pfad gestreut wurde; an ihm wollte ich mich festklammern, er sollte mir die Brücke bauen zum Jenseits — aber er ging von mir, die Himmelsblume verwelkte an des Sünders Brust.

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Der Luxus steigt fortwährend, namentlich in Folge der neuen Mode: auf den Kleidern selbst d. h. auf den Ballkleidern Diamanten gleich Thautropfen anzubringen. Auch sonst werden die Kleider mehr und mehr Kunstwerke wie die Haar- und Kopfsputze. Viel weniger wollen uns die kurzen Taillen gefallen, zu denen die Mode täglich entschiedener hindrängt, namentlich an den Ballkleidern. Auf den letzten eleganten Bällen in Paris war diese Mode bereits sehr in die

Augen fallend. Eine andere neue auffallende Mode ist die des Bajaderen-Gürtels. Dieser besteht aus einer sehr schmalen Schärpe, welche, fast wie die albanesische angelegt, hinten drapirt, vorn am Leibchen gebunden wird. Die Kaiserin von Frankreich hatte auf dem letzten Hofballe einen solchen Gürtel von himmelblauem Sammet und zwar ganz mit Diamanten überstreut. Ueberhaupt war ihr Anzug der schönste, den man sich denken kann. Er bestand nämlich in einem Kleide von weißem Tulle mit allerlei Garnirungen; man sah gleichsam nur eine weiße Wolke und überall Diamanten. Die Garnirung ging bis zu den Knien. Der erwähnte drapirte Gürtel nahm die Taille nicht fest zusammen, sondern lag da wie eine Schärpe. Der untere Theil des Leibchens war von himmelblauem Sammet mit großen Schnepfenspitzen vorn und hinten und ebenfalls mit Diamanten wie überstreut. Himmelblaue Sammetstreifen auf den Achseln mit Diamantengrafen. Dazu ein ziemlich fest um den Hals liegendes Collier von Diamanten auf blauem Sammet und genau ebensolche Armbänder. Der Kopfsputz war eine Schleife von blauem Sammet mit Diamantenähren darauf; an der Seite ebensolche Sammetblätter, die eine halbe Guirlande bildeten und in der Mitte dieser Blätter zahlreiche Diamantenschmückchen, die bei jeder Kopfbewegung schwanften und blendend bligten. Locken, die von den Flechten ausgingen, bildeten am Hinterkopf einen Büschel und wurden durch einen Diademkamm mit Diamanten gehalten. Man glaubt, daß die Kaiserin zu diesem eleganten Musteranzuge für mindestens zwei Millionen Diamanten trug, die in den über taghell erleuchteten Sälen eine feenhafte Wirkung machten. Man hatte die Diamanten noch nie auf blauem Sammet gesehen, fand aber die Zusammenstellung außerordentlich schön.

Auch die Besuchs-Toiletten sind sehr elegant. Von der fast uniformen Mode der Hüte in Schwarz und Weiß ist schon oft gesprochen worden; man sieht jetzt aber auch viele Hüte von weißem Krepp mit weißen oder blauen Federn, so wie schwarze Sammethüte. Auch bemerkten wir einen Hut von veilschblauem Krepp mit weißen Federn. Die Mitte der Stirn unter dem Schirme wird sehr voll garnirt, namentlich durch Sammetstreifen nebst Blumen und schwarzen Spitzen. Auch Frühjahrs Hüte kann man einzeln sehen. Die, welche uns gezeigt wurden, waren von Spitzentülle mit einem Puff von schwarzen Federn und einem viereckigen Stück ponceaurothen Sammets oben. Unter dem Schirme ein eben solcher Sammet-Puff.

Reizend sind die Kopfsputze für Theater und Concert; namentlich kleidet die Art vortrefflich, wie man die Feder horizontal an einer Seite bis an die Flechten hinten legt. Meist bestehen diese Kopfsputze aus schwarzem,

blauen oder ponceau Sammet mit weißen Federn; oft aber fällt auch noch eine lange Spitze hinten wie ein Schleier herunter. Ein anderer sehr hübscher Kopfsputz ist die sogenannte Maintenon. Ein kleiner Schleier von sehr feinen schwarzen Spitzen bildet eine Art Mantille oder Maintenon-Häubchen und in der Mitte derselben ist eine rothe Rose mit Knospen und kleinen schwarzen Spitzen angebracht. An der sogenannten Mantille befinden sich zwei Spitzenbarben, die sie halten und das Gesicht anmuthig umgeben. Dieser Kopfsputz hat den Vorzug, daß er allen Gesichtern gut steht.

Die älteren Damen — nicht alle, aber doch sehr viele — kleiden sich jetzt sehr geschmackvoll, ich möchte fast sagen, verständig. Erscheinen sie in ausgeschnittenen Kleidern, so bedecken sie die Schultern mit einem weißen Spitzenshawl oder einer Tülle-Schärpe.

(M.) In der eleganten Herrenwelt macht sich mehr und mehr der Wunsch geltend, die herkömmliche Salon-Herrentracht endlich einmal zu modificiren. Das dürfte allerdings schwierig sein, aber nöthig ist es gewiß und jeder nur etwas gelungene Versuch verdient Aufmunterung. Die jetzige Herrentracht ist, um das Mindeste zu sagen, den reizenden Damentoilletten gegenüber, gewiß langweilig, einförmig und geschmacklos. Aber wie ändern? In einer vornehmen und eleganten Herrenengesellschaft in Paris erregten kürzlich einige ungarische Herren in ihrer malerischen Kleidung allgemeines Aufsehen und es will fast den Anschein gewinnen, als würde man bei der beabsichtigten Umgestaltung von dieser ausgehen. Daß es keine slavische Nachahmung wird, versteht sich von selbst. Zunächst erschienen mehrere junge elegante Herren in den Salons in Fracks und Westen von Sammet, doch hören wir, daß sie den Damen nicht wohl gefallen haben.

Vorläufig vernehmen wir, in Bezug auf die gewöhnlichen Frühjahrsherrenmoden, daß sie sich durch große Einfachheit auszeichnen werden. Man wird den Rock ohne Raht in der Mitte des Rückens und ziemlich im Schnitt der Jaquette oder des Tailles-Balletot, aber mit eleganten Revers, gerade zugeknöpft und mit scharfzeichneter Taille tragen. Die Kragen bleiben niedrig, namentlich hinten, die Klappen aber sollen größer und länger sein. Die kleinen Borten kommen wieder in Gunst. Das seidene Futter ist das allein zulässige und zwar zu allen Farben das schwarze.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 11.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. (Morgenanzug.) Häubchen von weißem Tulle, mit schwarzen Spitzen belegt und mit rosa Schleifen

oft  
ein  
ut  
von  
ille  
ben  
zen  
be-  
und  
ben  
Jehr  
chte  
nen  
ßen  
nehr  
lon-  
irste  
und  
nte-  
e zu  
ang-  
ern?  
t in  
t in  
es  
der  
Daß  
von  
erren  
am-  
wohl  
e ge-  
durch  
den  
siem-  
letot,  
mit  
nie-  
röfex  
er in  
und  
Belan  
ch di  
gung  
es  
Tülle,  
schen









*Wied. von Photographie*

*Steinhilber, Ditsch u. Meyer in Leipzig*

*Ricasoli*

*Wid. v. Ricasoli, Gen. v. Turin*



ausgeputzt, wie die langen Barben mit rosa Bändchen und schwarzen Spitzen eingefaßt und schwarz gestickt sind; sehr weiter Morgenrock, vorn zusammengehäfelt und da auf beiden Seiten, von oben bis unten, mit gestepptem rosa Taffet breit besetzt, mit außerordentlich weiten hängenden Ärmeln, die oben mit rosa Band und unten herum breit mit gestepptem rosa Taffet garnirt sind; ganz kleiner Linnenragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Hausschuhe.

2. Kopfsputz von Blumen mit hinten an der Seite hinabfallenden schwarzen Spitzenbarben; Kleid von grauem feinem Wollenstoffe mit hohem glattem Leibchen in Herrenwestenschnitt und mit vielen Knöpfen zugemacht; halblange, oben enge, an der Außenseite offene, unten weite Ärmel, mit braunem Sammet und Posamentirarbeit besetzt; ein gleicher ziemlich umfänglicher Ausputz unten auf dem Rocke; ganz kleiner gestickter Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Schuhe.

3. Weißer Atlashut mit lilas Bandschleifen auf und mit eben solchen und weißen Schleifen unter dem Schirme; weiße Bindebänder; Kleid von schwarzem Taffet mit ganz hohem glattem rundem Leibchen und halblangen sehr weiten Ärmeln, die mit weißem Taffet gefüttert und mit einem schwarzen Sammetstreifen besetzt sind, der oben und unten mit lilas Taffet in Fältchen eingefaßt ist; auf dem Rocke unten eben solcher Ausputz; kein Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Neuester Herrenanzug.

Stahlstich N<sup>o</sup> 11.

**Bettino Ricasoli.**

(Nach einer Turiner Photographie.)

Baron Ricasoli, nach Cavour's vielbeklagtem Tode erster Minister im neuen „Königreich Italien,“ ein Mann von ebenso stahlharter Ehrenhaftigkeit als Willensfestigkeit, aber ohne die aalglatte Gewandtheit und uner-schöpfliche Schlaueit seines Vorgängers, unterlag eben wegen seines Charakters, nicht wegen der freilich riesen-großen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, den endlosen Mühen und Kämpfen in der Aus- und Fortbildung des neuen Reichs und gab in den ersten Tagen des März 1862 sein Entlassungsgesuch ein. An seine Stelle trat Ratazzi.

Die Familie Ricasoli gehört zu den ältesten Tos-canas und ist lombardischen Ursprungs; ihren Namen hat sie von einem Schlosse, welches sie von Friedrich I. von Schwaben erhielt. Der starre Eigensinn oder, wenn man will, die Charakterfestigkeit war stets ein Erbtheil der Ricasolis und Bettino gab einen Beweis davon schon als Knabe von sieben Jahren. Irgend eines Ver-gehens wegen wurde ihm die in der Klosterschule ge-bräuchliche seltsame Strafe zuerkannt, sich bis zum Fuß-boden des Zimmers niederzubiegen und auf dem Stein-pflaster da mit der Zunge das Zeichen des Kreuzes zu leden. Bettino weigerte sich hartnädig und erklärte: „Das ist nur für Bestien. Ich thue das nicht.“ Keine Gewalt konnte seinen Widerstand brechen und von dem Tage an mußte jene Strafe in der Anstalt überhaupt abgeschafft werden.

Meist bewohnte er sein Familienschloß Brolio, einen alten festen Steinklumpen, der sich noch aus der Feudal-zeit herschreibt und mit allen mittelalterlichen Einrichtun-gen erhalten ist, mit Mauern und Gräben, Zinnen und Zugbrücken, und seine Hauptbeschäftigung bestand in Ackerbau, namentlich in Wein- und Olivenbau. Zehn Jahre lang, von 1849 bis 1859, wendete er viel Zeit und Geld auf die Austrocknung der Maremmen und er erzielte bewundernswürdige Erfolge.

Mit ihm wird seine Familie aussterben, denn er besitzt nur eine Tochter; seine Gattin Anna Bonaccorsi, mit der er sich in früher Jugend verband und, wie man sagt, eine wahrhaft ideale Ehe führte, verlor er durch den Tod und sein Herz trauert heute noch über den unerseßlichen Verlust.

Bis zur Revolution 1848 war Ricasoli seinem Charakter entsprechend streng conservativ; als er aber erkannte, daß durch die Fürsten selbst keine Reformen zu erlangen seien, deren dringende Nothwendigkeit er längst erkannt hatte, stand seine politische Ansicht auch felsen-fest und er scheute sich nicht auszusprechen: „man muß die Fürsten reformiren. Für Italien giebt es kein an-deres Heil, als wenn es sich von Oesterreich und von dem Papste emancipirt. Es gilt eine gemäßigte na-tionale Monarchie zu gründen.“

So war er vorbereitet für die Ereignisse, die bald genug kommen sollten und er entzog sich den Pflichten nicht, die sie ihm auferlegten. Als Buoncampagni Toscana im Namen Victor Emanuels verwaltete, über-nahm Ricasoli das Ministerium des Innern daselbst und leitete dasselbe mit der ihm eigenen festen Sicherheit. Nach dem Tode Cavour's wurde er dann, wie oben er-wähnt, Minister-Präsident des Königs von Italien.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**K** Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 1 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Strohhut-Bleiche

von G. A. Oehme, Petersstraße Nr. 37 part., empfiehlt sich zum Bleichen aller Arten Strohhüte à Stück 5 Ngr.; mit Modernisiren à Stück 10 Ngr., auch werden neue Hüte im Dutzend billig gepreßt.

### Empfehlenswerthe Confirmanden-Geschenke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

### Mitgabe für das ganze Leben

beim

Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

### 18. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. broch. 20 Ngr.

\* Davon eine höchst elegante Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

### Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarfenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzedruck. Titelstahlstich von C. Preisel, nach Prof. Reysch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

### Eine Thüringsfahrt

im Lande der Wahrheit und Dichtung.

von Theodor Scheerer.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 10 Sgr.

Scheerer's kleine Dichtung ist der patriotische und gemüthliche Erguß eines unserer hervorragendsten Naturforscher, welche in diesen Kreisen, sowie bei den für deutsche Einheit gestimmten Politikern, abgesehen von dem rein belletristischen Publikum, Beachtung finden dürfte.

### Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. Ernst in Reudnitz (Leipzig).

Concessionirte

### Privat-Entbindungs-Anstalt

Berlin, große Frankfurter Straße 30.

Dr. Vocke.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

### Waschzettelbuch für Junggesellen.

Für 52 Wochen. Preis 10 Ngr. Zum praktischen Gebrauch bestens empfohlen.

Heinrich Hübner in Leipzig.

So eben erschienen:

### Neue Novellen

von

Elise Polko.

Dritte Folge.

Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, 24. Febr. 1862.

Bernhard Schlicke.

### Für Auswanderer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Geschichte, Verfassung, Statistik und Geographie. Mit einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte und einer Karte. Nebst einer kurzen Beschreibung der britischen Colonien in Australien von L. A. Albert. cart. Preis 9 Ngr.

Hierzu eine liter. Beilage von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.